



Krankenhauseelsorgerin Monika Welling in der Kapelle des Klinikum Lüdenscheid

einfach oft zu müde, um noch zu sprechen. Heute erzählt sie viel, ist hektisch, wie getrieben, offensichtlich in keiner guten Verfassung. Ich höre zu und frage nach, damit manches klarer wird. Was kann ich für sie tun? Ich bin keine Psychotherapeutin, die ihr in Bezug auf ihre Krankheit helfen kann. Ich spreche ihr Mut zu, sage ihr, dass ich sie gerne besuche, den Kontakt mit ihr schätze, schenke ihr meine Wertschätzung, meine Aufmerksamkeit und nehme sie sehr ernst. Das reicht schon: Die Patientin wird merklich ruhiger und entspannt sogar etwas. Der Knoten löst sich endgültig als wir miteinander beten, wir legen unsere Sorgen in Gottes Hände. Ich habe meinen Dienst getan.

Auf dem Rückweg ins Haupthaus denke ich an die vielen Patienten, die seelisch erkrankt sind. In meiner Wahrnehmung werden es immer mehr. Sie sind oft noch so jung. Und sehr einsam. Ich erlebe hier einen großen Mangel: Wann haben diese Patienten zuletzt eben diese Wertschätzung, Zuwendung und Auf-

sterbenden Mann. Ich spreche den behandelnden Arzt, der den Angehörigen den Kontakt zu mir möglich gemacht hat. Er informiert mich umfassend, dafür bin ich dankbar. Er muss es ja nicht, ich bin ja Kirche. Und ich weiß, woran ich bin, als ich den Mann schließlich erreiche. Ein Gespräch ist nicht mehr möglich, ich bete für ihn, bleibe eine Weile bei ihm. Dann rufe ich wieder den Sohn an, gebe ihm meine Eindrücke wieder und verspreche, später wieder zu seinem Vater zu gehen. Ich will ihn nicht allein lassen.

Inzwischen ist es später Vormittag, das alles hat viel Zeit gekostet. In meiner Hosentasche habe ich einen Zettel mit Namen von Patienten, die ich heute Morgen zum wiederholten Mal besuchen wollte. Nach neuen Patienten habe ich noch gar nicht im PC-Programm geguckt.

Aber zunächst muss ich rüber in die Psychiatrie, ins Haus 5, dort bin ich mit einer Patientin, die ich schon lange kenne, verabredet. Wir haben eine Lücke im Therapieplan gefunden, darüber sind wir beide froh, denn nach den Therapien des Tages ist sie

**Für ein gutes Foto macht sich Andreas Lischko auch schon mal früh morgens auf die Beine. „Dann ist das Licht besonders schön“, sagt er, genau so wie am Abend. Während andere noch schlafen oder schon lange vor ihrem Feierabendbierchen sitzen, wartet Lischko mit Kamera und Stativ auf das richtige Licht - und drückt ab.**

Fotografieren ist sein Hobby und seine Leidenschaft. Am liebsten rückt er Landschaften und Gebäude in seinen Sucher. Kirchen sind fast immer darunter: „Die sind mit die schönsten Bauwerke, die man früher gebaut hat“. Aber auch wenn es modernere seien, prägten sie immer deutlich eine Stadtansicht. So verwundert es nicht, dass die Lüdenscheider Kirchtürme schon längst in seine Alben gewandert sind. Fehlen architektonische Glanzleistungen, dann muss das Drumherum eben besonders sein. Spannende Wolkenformationen oder ein in allen Farben getauchter Himmel können das sein.

Seit 50 Jahren fotografiert der gebürtige Oberschlesier Andreas

Lischko nun schon. Filme hat er früher sogar selbst entwickelt und sich ein kleines Labor eingerichtet. Doch mittlerweile nutzt er die digitale Technik, „Das ist schon etwas einfacher und vor allem muss man nicht mehr mit so vielen Chemikalien herumhantieren.“ Trotzdem verschwinden die Bilder nicht ungesehen in Computerarchiven, sondern finden nach wie vor ihren Platz in den vielen Alben und Rahmen, die die Wohnung der Lischkos schmücken.

Natürlich darf die Kamera - es dürfen auch mehrere sein - nicht im Urlaub fehlen. Seine Frau hat sich schon lange daran gewöhnt, dass er außer auf sie auch ein Auge auf seine Umgebung wirft

**Am liebsten morgens und abends**